

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 27

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SIEBEN KEIHREN HEIM

JEANNE RENAUD

9. Fortsetzung

Nichts anderes, als was du getan hast. Du hast keine Schuld. Diese Katastrophe war nicht aufzuhalten. Sie ist die letzte Konsequenz eines Problems, das andern Ortes gelöst werden sollte. Man vergisst in der Rückwandererfrage, dass man des Schwimmens Unkundige nicht einfach ins Wasser werfen darf.»

«Wann erschoss sich Gérán?» fragte Ullmann unvermittelt.

«Am Sonnabend.»

«Also vor fünf Tagen. Weissst Du den Namen der Pension?»

«Bellavista. Jetzt fängst du endlich an, vernünftig zu denken.»

Ullmann wartete lange am Telephon. Er hörte das gleichmässige Rufen in der Leitung. Es schien ihm, als erreiche der Ruf ein leeres, ausgestorbenes Haus. Endlich meldete sich eine mürrische, verschlafene Stimme. Nein, Frau Gérán war nicht mehr da. Abgereist nach der Beerdigung. Nein, man wisse nicht, wohin, sie habe nichts hinterlassen.

Ullmann legte den Hörer gedankenlos auf die Gabel. Plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und weinte.

Honegger stand verlegen dabei. Es ist ein peinlicher Anblick für einen Mann, einen anderen Mann weinen zu sehen. Aber auch für Männer sind oftmals Tränen gut.

Honegger wusste nicht, was er tun sollte. Schliesslich verliess er leise das Zimmer. Tränen schienen ihm ebenso unantastbar wie Schlaf. Niemand hat die Berechtigung, in diese geheiligten Bezirke des Anderen einzudringen.

Als Georg Ritter zu seiner Frau ins Zimmer trat, um sie wie stets mit einem Kuss auf die Stirn zu begrüssen, bemerkte sie sogleich, dass etwas vorgefallen war.

«Gab es etwas Unangenehmes?», fragte sie besorgt. Er seufzte und faltete die Stirn, wie er es immer tat, wenn ihn etwas intensiv beschäftigte.

«Ja», sagte er. «Gérán hat sich erschossen.»

Frau Helene Ritter kannte die Géráns nur von dem einen Abend her, den sie mit ihnen zusammen im Klub verbracht hatte. Dennoch ging ihr das Schicksal der beiden Flüchtlinge sehr nahe.

«Wie furchtbar allein muss Frau Gérán jetzt sein», war ihr erster Gedanke. «Kann ich irgendwie helfen?», fragte sie dann.

Ritter nahm ihre Hand und legte sie an seine Stirn. «Man weiss gar nicht, wo sie ist», sagte er. «Niemand kann ihr jetzt helfen. Aber was mich quält, ist der Gedanke, ob man es nicht vorher hätte tun können. Wir alle wussten, wie Gérán beschaffen ist. Wir mussten auch wissen, wie schwer er es haben würde. Aber wir liessen uns von seinem stolzen, abweisenden Gebaren abschrecken.»

«Ach», fuhr er, sich selbst anklagend, fort und presste sein Gesicht in ihre kühle Hand. «Wir Menschen wälzen in unseren abnormen Gehirnen grosse Probleme und glauben, nach den Sternen zu greifen. Wir versäumen dabei aber, die Not unseres Nächsten zu sehen und lindern zu helfen.»

Frau Helene dachte an Sybil. Wie fremd, stolz und schön sie ihr erschienen war, als sie die junge Frau das erste Mal gesehen hatte. Auch ein wenig Neid hatte sie erfasst, weil ihr die Andere so sicher und beherrscht, so gewandt in der Unterhaltung erschienen war. Nun stellte sie sich Sybil allein und verzweifelt vor, das brachte sie ihr nahe. Jetzt war sie nur noch eine Schwester, der man helfen musste.

«Wenn du sie finden solltest, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht», sagte sie fest. Er drückte dankbar ihre Hand.

«Wir werden sie nicht suchen — vorläufig.» —

Schnewlins gingen nach Haus, ohne vorerst zu sprechen. Beide waren in Gedanken mit den Géráns beschäftigt. Schnewlin hatte seine Schmerzen vergessen, er überlegte wieder und wieder, wie man helfen könne. Frau Schnewlin machte sich bittere Vorwürfe, dass sie Sybil nicht gefragt hatte, wann sie die Koffer holen komme, oder wo sie wohne.

Als sie vor ihrer Wohnungstür anlangten und Schnewlin nach dem Schlüsselbund zu suchen begann, öffnete sich die Tür der Nachbarin.

«Eine blonde junge Dame war hier», berichtete sie. «Sie hat lange gewartet und ist dann gegangen. Sie hat nichts hinterlassen wollen.»

«Wann?», fragten Schnewlins wie aus einem Munde.

«Sie kann noch nicht weit sein», meinte die Frau. «Sie ist höchstens zehn Minuten weg.»

Frau Schnewlin hätte ihren Mann gar nicht so anzusehen brauchen. Er sprang von selbst wie ein Wiesel auf seinen müden Füßen die Treppen hinab.

Vielleicht ging sie in der Strasse auf und ab, ja sicher, so war es! Er musste sie in der Nähe finden! So lief er nicht nur die Strasse, in der sie wohnten, sondern auch alle Nebenstrassen hinauf. Einmal glaubte er, sie sei um eine Ecke gebogen, er habe sie ganz deutlich gesehen. Aber als er sie einholte, war es ein fremdes Mädchen, das ihn empört anblickte.

Plötzlich fiel ihm ein, sie wäre inzwischen heimgekommen und sässe bereits bei seiner Frau drinnen.

Er stürzte die Treppen hinauf und trat hastig in ihr gemeinsames Zimmer.

«Ist sie da?», fragte er atemlos.

Aber Frau Schnewlin war ganz allein. Sie sass am Tisch, nähte an einem kleinen Jäckchen und weinte ein wenig.

Er blieb am Tisch stehen und blickte gedankenlos auf sie nieder. Dann sah er das winzige Jäckchen.

«Ein Kinderjäckchen», sagte er.

«Ja», antwortet Frau Schnewlin und weinte ein bisschen mehr.

Er schien endlich zu begreifen. Er hob das winzige Ding mit spitzen Fingern hoch und sah seiner Frau fragend ins Gesicht.

«Ach Hein», schluchzte sie jetzt laut. «Das arme Ding so allein, und wir waren nicht da. Und nun kommt bei den Kindern im Herbst was Kleines, und sie wollten uns doch nicht haben und, und...»

Er tätschelte ungeschickt ihr Haar. Am liebsten hätte er auch geweint.

«Möchtest du mir nicht ein Fussbad machen. Mutter? Jetzt tun mir wirklich die Füsse weh.»

Frau Schnewlin wischte sich schnell die Augen und lief, um das Wasser heiss zu machen. Sie hatte für jemand zu sorgen, und das war gut.

Klaus Künzli, der junge Helfer von der Grenze, war der letzte, der das Unglück der Géráns erfuhr.

Während er auf sein Nachtessen wartete, das die Mutter in der Küche zubereitete, blickte er von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Er würde bald wieder aufbrechen müssen, um Flüchtlinge an der Grenze in Empfang zu nehmen.

Er blätterte gedankenlos in einem Stoss Zeitungen, der auf dem Tisch lag. Sein Blick fiel auf die Notiz, die in kargen Worten die Geschichte der Géráns enthielt.

Der Abend in der Gaststube des kleinen Hotels war ihm wieder gegenwärtig. Die Gespräche der Flüchtlinge, Gérán, der Gutsbesitzer und Pferdezüchter aus Ungarn und seine schöne junge Frau.

Gérán war gescheitert, zerbrochen an der Enge der Heimat. Er hatte zu jenen Menschen gehört, die zerbrechen, ehe sie sich biegen.

Klaus Künzli zählte erst 25 Jahre, seine Jugend rebellierte gegen ein solches Geschehen. Was nützte es, wenn man die Menschen an der Grenze freundlich empfing, um sie dann allein ihrem Schicksal zu überlassen? Wieviele gingen so oder anders zugrunde? Er selbst übersah nur einen Bruchteil der Tausende, die ins Land strömten. Sie kamen voller Hoffnungen, voll gläubiger Liebe. Aber was vermochte man Tausenden gegenüber?

Ihn ekelte plötzlich vor seiner Arbeit. «Ich kann nicht essen, Mutter», sagte er, als diese mit dem Tablett erschien.

Das Telephon läutete. Widerwillig nahm Klaus Künzli den Hörer. Er würde nicht



gehen. Er wollte nicht mehr. Er konnte nicht lügen!

Der alte Zöllner sprach diesmal länger als sonst.

«Es sind Frauen mit Kindern. Einige sind ganz am Ende», sagte er. «Und nun sollen sie doch für Wochen ins Quarantänelager.»

Künzli schluckte. «Ich komme!», rief er in den Apparat.

10. Kapitel

Obgleich das Fräulein Martha Johanni von der Rückwandererhilfe nur einen untergeordneten Posten in dieser staatlichen Organisation ausfüllte, der sie selten nach ihrem eigenen Gutdünken handeln liess, stellte sie doch eine der wichtigsten Persönlichkeiten dar. Das lag zur Hauptsache darin begründet, dass sich in ihrem nüchternen, engen Büroraum ein Teil des Besucherverkehrs abspielte.

Die Meinungen darüber, ob Fräulein Johanni für diesen, besondere Fähigkeiten erfordernden Posten, geeignet sei, waren insbesondere unter den Rückwanderern sehr geteilt.

Viele die ängstlich, durch die Situation verstockt oder gedemütigt waren, fanden sie wenig anziehend.

Fräulein Johanni selbst wusste sehr gut um die Antipathien, die man ihr entgegen brachte. Sie litt mehr darunter, als irgend jemand annahm und, was am schlimmsten war, sie fühlte sich durch sie gehemmt.

Da Fräulein Johannis Eltern nicht in der Stadt wohnten, lebte sie allein in einer winzigen, modernen Zweizimmerwohnung in Wollishofen. Diese Wohnung, die sie sich von ihrem Ersparten nach und nach hatte einrichten können, war ihr ganzer Stolz. Oft bereitete es ihr Mühe, vor oder nach ihrer anstrengenden Tätigkeit die kleine Wohnung sauber zu halten, oder die notwendigen Besorgungen zu erledigen.

Sie hätte jedoch lieber auf ihren Schlaf oder ihr Essen, als auf dieses hübsche, selbstgeschaffene Heim verzichtet. Ihr Heim, der einzige Ort, an dem sie selbst sein durfte, an dem niemand an sie das Ansinnen stellte, den ganzen Tag lächelnd oder mit mitleidiger Miene fremdes Elend und fremdes Schicksal über sich ergehen zu lassen.

Wer nun der Meinung gewesen wäre,



Rendez-vous am Startplatz in Hilterfingen

Wasser und Sonne sind zwei Begriffe, die auf uns Menschen von jeher eine grosse Anziehungskraft ausgeübt haben und immer wieder locken, sich während den schönen Sommermonaten am See aufzuhalten, um dem einen oder andern Wassersport zu fröhnen. Wenn es noch recht kühl ist, und der See nicht zum Bade lockt, dann sieht man bereits die ersten Segelschiffe über die weite Fläche gleiten, und je mehr der Sommer seinem Höhepunkt entgegengeht, um so zahlreicher werden die kühn durch die Wellen gesteuerten Jachten. Das Segeln gehört zu jenen Sportarten, die zwar nicht übermässige körperliche Anstrengungen verlangen, die aber volle Aufmerksamkeit beanspruchen. Je nach der Windstärke ändert sich die Taktik, und wer die Kunst des Segelns nicht gründlich versteht, kann unliebsame Ueberraschungen erleben. Doch die Fahrt in Luft und Sonne stärkt die Lebensgeister und schafft gesundheitliche Reserven für einen langen Winter, während dem man von den vielfachen Erinnerungen eines schönen Sommersportes zehrt.



Auch die Reinhaltung der Boote gehört zu den Arbeiten der Segelmannschaft

EIN SCHÖNER SOMMERSPORT



Beim Auftakeln des Bootes

Theorieunterricht der Segelschule Thunersee. «bonde» im Vordergrund, «Cupido» im Hintergrund

Es fiel ihr schwer, für einen Menschen, der als Bittsteller in ihrem Büro vorsprach, den richtigen Ton zu finden, da sie immerfort daran dachte, dass sie es falsch anpacke und den Besucher unzufrieden entlassen würde. So rettete sie sich in einen sachlichen, höflichen, ausserordentlich geschäftsmässigen Ton, der ihr selbst bald geläufig war, während er den Bittsteller härter traf, als wäre sie unfreundlich gewesen.

Martha Johanni hätte etwa ihren Beruf, ihre Position nicht geliebt, wäre fehlgegangen. Hatte sie auch bisher kaum Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wie sie ohne diese ihr vertraute Tätigkeit leben sollte, so kam sie ebensowenig auf den Gedanken, sich etwa nach Anderem zu sehen.

Trotz ihrer Hemmungen liebte sie den Umgang mit Menschen. Es interessierte sie, die verschiedenen Charaktere zu studieren und danach ihre Prognosen zu stellen, die fast immer ins Schwarze trafen.

Nur — ihr Herz, das ihr zu Anfang ihrer Tätigkeit so oft einen Streich gespielt hatte, da seine Regungen sich nicht mit ihren Amtsvorschriften in Einklang bringen lassen wollten, ihr Herz war stumm geworden. Zu viel Leid, zu viel fremder Kummer hatten in ihre Empfindungen Einfluss begehrt. So war es Selbsterhaltungstrieb zu nennen, wenn sie sich endlich gegen das Mitleid mit einer gewissen Gleichgültigkeit wappnete.

Während Martha Johanni heute ihre Besucher abfertigte, lächelte, Worte sprach, die sie bereits hundert-, vielleicht tausendmal gebraucht, weilten ihre Gedanken nicht bei ihrer Tätigkeit.

Erst heute Morgen bei ihrem Dienstantritt hatte sie vom Schicksal der Gérans erfahren; durch eine Kollegin wurde ihr das Zeitungsblatt mit der Notiz in die Hand gedrückt. Fräulein Johanni kannte die Gérans nicht. Er sollte einmal mit dem Büro korrespondieren und einige Fragen gestellt haben; persönlich war er nie erschienen. Sein selbstgewählter Tod vermochte also auch niemand mit irgendeinem Vorwurf zu belasten.

Trotz dieser Tatsache quälte Martha Johanni seit heute Morgen ein unbestimmtes Schuldgefühl, für das sie keine Erklärung wusste. Ihr schien, als läge irgendein Fehler vor, der von ihr mitverschuldet sei, ja, als sei in der ganzen Behandlung der Rückwandererfrage vieles nicht wie es sein sollte.

Sie schämte sich plötzlich für die Augenblicke, in denen sie ungeduldig den Klagen der Flüchtlinge gelauscht hatte, der Momente, in denen es ihr nicht möglich gewesen war, das rechte Verständnis für die Sorgen der Alten, der Mütter oder der Kranken aufzubringen. Sie fragte sich allen Ernstes, ob ihre Vorgesetzten bis hinauf zur höchsten Stelle überhaupt fähig wären, die Gefühle der Rückwanderer nachzuempfinden. Sie sah diese Frage zu ihrem Schrecken mit «Nein» beantwortet.

Sie und die meisten derjenigen, die mit dem Flüchtlingsproblem in Berührung kamen, hatten sich noch nie in einer ähnlichen Lage befunden. Noch niemals hatten sie in einem fremden Land eine Existenz, ein Heim gegründet und noch nie hatten sie dies alles durch fremde Schuld eingebüsst. Sie wussten nicht, wie denjenigen zumute ist, die ihre Angehörigen durch den Krieg verloren haben, nachdem sie während sechs Jahren um deren Leben zitterten. Nein, das alles ahnten sie nicht.

Sie hörte einmal einen Besucher sagen: «Es ist nicht dasselbe, ob man von einem Bombardement hört, oder es miterlebt.»

Nein, das ist nicht dasselbe, sagte sich Martha Johanna. Es ist nicht das Gleiche, ob man davon hört, es habe sich jemand erschossen, weil er diese Lösung als den einzigen Ausweg aus einer Bedrängnis ansah,

oder ob man das, was der Betreffende vorher durchleiden musste, selbst durchlitt. Nein, das war nicht das Gleiche.

Martha Johanni sehnte heute das Ende ihres Arbeitstages herbei, sie wünschte mit ihren Gedanken allein zu sein. Die Stunden schienen zu schleichen und die Zahl der Besucher im Vorzimmer wollte nicht abnehmen. Endlich schlug es doch fünf Uhr. Das Vorzimmer leerte sich, die Kollegen und Kolleginnen waren bereits gegangen.

Frl. Johanni wollte noch schnell einen eiligen Brief fertig machen, dann würde sie abschliessen und nach Hause gehen.

Es würde in diesem Frühjahr in dem engen Büroraum entsetzlich heiss, es würde gut tun, eine kühle Wohnung vorzufinden.

Als sie ihre Papiere in den Schreibtisch verschloss, presste sie für einen Augenblick die Fingerspitzen gegen die Schläfen, die von der Hitze und dem langen Arbeitstage schmerzten. Nun ja, sie war bereits fünfunddreissig und eine längere Erholung hätte ihr gut getan.

Während ihren diesjährigen Ferien war sie zu ihren Eltern gefahren, um ihre Mutter zu pflegen, die sich das Bein gebrochen hatte.

Während sie ihren Hut aus dem kleinen Schrank holte und überlegte, was sie auf dem Heimweg einkaufen müsse, glaubte sie im Vorzimmer ein Geräusch zu vernehmen. Sie hatte noch nicht abgeschlossen! Wenn nur kein Besucher mehr käme. Sie öffnete rasch die Verbindungstür und blickte in den Warteraum.

Auf der Bank sass ein junges Mädchen. Sie trug ein Leinenkostüm, das zerknittert aussah, als habe sie darin geschlafen. Sie hatte keinen Hut auf dem Kopf und helles, fast weisses Haar fiel ihr verwirrt in ein blasses, erschöpftes Gesicht. Ihre weissen Schuhe waren schmutzig, als sei sie darin zu Fuss über die Grenze gelaufen, und ihr eleganter Seidenstrumpf zeigte am Knie ein grosses Loch.

Wie in aller Welt kam sie hierher? «Wer sind Sie?», fragte Martha Johanni in ihrem gewohnt strengen Ton.

Das Mädchen sah sie mit einem erloschenen Blick an. Es erhob sich, um Frl. Johanni entgegenzugehen. Dann taumelte es plötzlich und wäre gefallen, wäre das Fräulein nicht so schnell herbeigesprungen, um es aufzufangen.

Wie leicht das Mädchen war! Da lehnte es auf der Bank mit geschlossenen Augen, um die tiefe Schatten lagen. Das Fräulein dachte nach, was zu tun sei. Sie griff zu der Tasche des Mädchens, um einen Anhaltspunkt zu finden, wer es war. Sie fand einen von der Schweizer Gesandtschaft in Budapest ausgestellten Pass, der auf Sybille Géran lautete. Bestürzt starrte Fräulein Johanni auf den Pass in ihrer Hand, dann legte sie ihn sorgsam wieder in die Tasche zurück. Sie warf noch einen Blick auf die junge Frau, dann stand sie ohne weiter zu überlegen auf, ging ins Nebenzimmer und bestellte ein Taxi. Als sie zurückkehrte, trug sie ein Glas mit Wasser in der Hand. Sie zwang Sybille, einige Schlücke zu trinken. Mit dem Rest rieb sie ihr Schläfen und Handflächen.

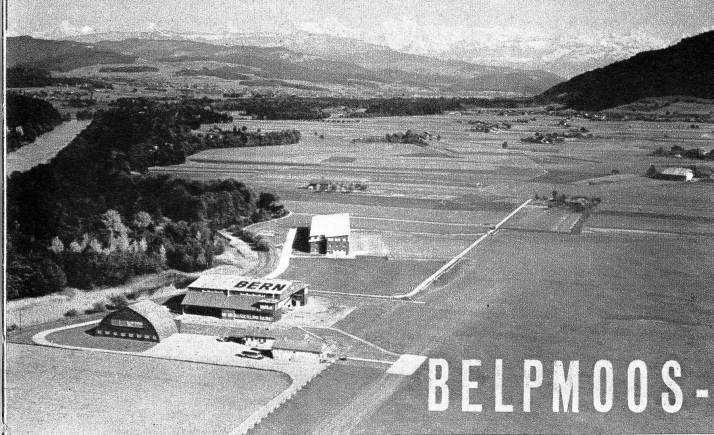
(Fortsetzung folgt)

Die sechsplätzigte Haviland-Maschine der «Alpar» im Gebiet des Schreckhorns

Die einzige Wolke, mit der der weite, blaue Sommerhimmel aufwarten konnte, hatte die Jungfrau an ihrer rechten Schulterpartie in Form eines perlmutterschimmerigen Facettenspiegels angestrichelt, das sich neckisch mit der Nase ihres Nachbarn, des Mönch, beschäftigte. Ein übermütiges Spiel vor aller Welt, das wir auch drunten auf den Belpmoos beobachten konnten, niemals ahnend, dass wir in einer knappen halben Stunde schon wie eine Surfliege um die Köpfe des stattlichen Paares schwirren würden.

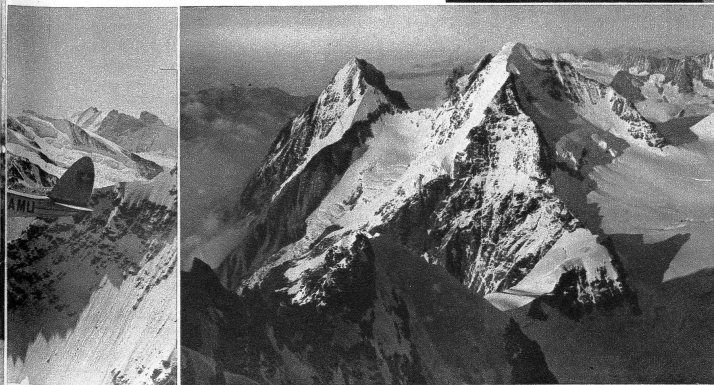
Um 10.25 Uhr löst sich die sechsplätzigte Haviland der «Alpar» von der Piste. Im scharfen Luftstrom wegen der reichen Achrenfelder unter uns, die weil die zwei Schrauben der HB-AMU eine Richtung Aaretal und Oberland einführen.

In wenigen Minuten schweben wir in 2000 Meter Höhe. Der Horizont weitet sich mehr und mehr, ein gesegneter Garten dehnt sich unter uns aus, über den sich Strassen, Wege und Weglein netzartig ausbreiten, als gläse es, unterwünschten Federkoll von diesen Gefilden fernzuhalten. Leuchtenden Steinhäufchen gleich, rot, weiss und grün getönt, kuscheln sich ungeschälte Dörfer in den schiffgrünen Überwurf, aus dem uns wie ein spülendes Vergnügen nicht das Gersenseelein entgegenlacht. Das frischgeplättete Seidenband der Aare gibt sich alle Mühe, als Glanzstück in ihrem Element zu dominieren. Dies gelingt dem auch, bis sich nach wenigen Sekunden dann plötzlich die formschöne Silbermaschel des Thunersees öffnet und ihr Gescheide in der Mittagssonne gleissen lässt. Wir aber überhüpfen, wie in glückseligen Traum, den Sigfridswaldergraben, nehmen in Blitesselle die Grüsse einer wanderfrohen Schulklasse entgegen, um gleich im warmen Aufwind des Justitiales zu schauen und die Niederhornkette zu überqueren. Schon flüchten wir direkt über den Harderfirst hinweg, werfen linker Hand den Blick auf ein schön geschriebenes Blatt des Entlebuch, kaum dass wir Zeit finden, den Briensersee zu grüssen, hinter dem wie eine eben erstarrte silberne Riesenselle die Drei- und Viertausender sich aufstürmen. Nach kaum viertelstündigen Flug verneigen wir uns graziös vor vier Bühnlein, die das mit herrlicher Sonne überschüttete Brienerrothorn erklettern und biegen dann in scharfer Kurve Richtung Brünig ins Haslital ein. Dort, links, ein weisser Wegfaden, der dem Jochpass zustrahlt, «nicht» daneben, hinter einer zerklüfteten Felsenmauer, öffnet sich oben das Gamental mit der Sustenstrasse, rechts das Grünantene Rosenlaui und die Grosse Scheidegg. Die Engelhörner lassen sich freigeigig ihre Krokodilhaut bewundern, die bis in den tiefen Graben des Urbauchtes reicht. Dreitausend Meter unter uns liegt der symmetrische Steinwürfel der Zentrals Handeck. Wir suchen und finden — ein kaffeebraunes Glünglein, das sich Gelmorsee nennt. Auf Grimselpasshöhe sehen



In einer knappen halben Stunde reist man vom Flugplatz Belpmoos aus in das Reich der Oberländer Eisriesen

wir das Totenseelein im Türkisschimmer und werfen schnell noch einen Blick hinüber auf die Furka. Schon macht uns Pilot Wegelin, der rechts einkurvt, auf das Mutterhorn aufmerksam, das in viel lechter Farbe in den Himmel hineinsticht. Wo überall sollen wir schauen! Einer Drehbühne gleich eröffnen sich uns von Sekunde zu Sekunde neue Szenarien, jede grossartiger, imposanter als die andere. Unten der weltberühmte Gauligletscher, in der Tat etwas zu gross, als dass man ihn den englischen Filmteliers schenken könnte! — 11 Uhr, viertausend Meter hoch! — Just nehmen wir von Gipfel und Nordwestflanke des Schreckhorns aus kaum 50 Meter Distanz mit gebührendem Respekt Notiz, während wir zum erstenmal auch das Wetterhorn von der Rückseite bestaunen. Damit hat nun die Abschlachtung der Front unserer Oberländer — Biriesen begonnen. Sie alle stecken noch in Winteruniform. Auch die gewaltige Jungfrauschleppe, elegantes Modell Aletsch, die sich sehr eng an diverse Gigantenfüsse schmiegt, und darüber besonders das düstere Pinsterarhorn nicht sehr enttäuscht ist, weist noch die Waktierung der vergangenen Wintermode auf. Den blendenden Konkordiaplatz überqueren wir um 11.05 Uhr, sehen vor uns die Lötchenlücke und gleich rechts unten das Observatorium auf der Sphinx. Was schätzig blickt das Berghaus Jungfrauoch in die Herrlichkeit hinaus, während auf dem Plateau ein Häpflein Touristen, klein und schwarz wie Fliegenpuren, aus dem Schneefall abtobt. — 11.08 Uhr, 4300 Meter! — Vergebens halten wir nach dem Thölein Ausschau, mit dem die Jungfrau vor einer halben Stunde noch dem



Mönch den Schweiss abrieb; dafür eröffnet sich unmittelbar unter uns die schwarze, über und über vereiste Eigerwand. Wie spielend uns doch unsere Maschine um und über jene verheissungsvollen Gipfel trägt, eine Mücke im Vergleich mit jenen Kolossen, mit denen sie durchwegs auf Du und Du steht. Wir beschreiben eine scharfe Achterkurve, flitzen unmittelbar über die Zacken des erhabenen Diabls der Welt: Eiger-Mönch-Jungfrau den Westen und buben bald mit winzigem Schatten über das Ewigschneefeld. Da öffnen sich gleich zwei tiefe Truben, links das Lötschenal mit seinem Schutzpatron, dem Bietshorn, rechts das Lauterbrunnental, an dessen Felsenflanke einer feinen Reihfeder gleich, der Staubach hängt. Petersgrat, Kanderfirn direkt unter uns, rechts die Gendarmen, dann das Kienal und nun, — oh Wunder, die Blieslialp, Weisse Frau und Rothorn. — 11.20 Uhr. — Aus geringer Tiefe leuchtet der Silberscheitel des Doldehorns und links unten, wie eine verlorenen Smaragdbrosche, der Oeschinensee. Für zwei, drei Sekunden zeigt sich uns der Daubensee auf der Gersenswährend wir schon das Gehrihorn kreuzen, Irutigen und Engstligental mit den weissen Hotels Adelboden links liegen

SCHRECKHORN RETOUR



Blick auf den Aletschglacier und die Sphinx (Vordergrund)

lassen und schnurgerade auf den Niesen hinsteuern. Längst lacht uns wieder der Thunersee entgegen, den wir während einer engen Kurve über dem Niesengipfel als rätselhafte Erscheinung irgendwo im Nichts hängen sehen. — 11.25 Uhr — Nun beginnt unsere treue Maschine zu sinken, löst sich wie ein glitzernder Quecksilbertropfen aus der tiefblauen Himmelskuppel. Gmündalp, Stockental, Amoldingersee kommen und gehen, im Westen grüsst das Guggershörnli. Schon sehen wir vor uns die Bundesstadt, doch gleich kurven wir ab und um 11.40 Uhr nimmt uns die Erde wieder in Empfang, machen wir uns ihre unbeschreibliche Juwelnsprache, die sie scheinbar nur uns Schweizern und Bernern in solch verschwenderischer Fülle reserviert hat, in vollsten Zügen geniessen dürfen. Fünfviertelstunden Alpenflug, Abstecher in eine zauberhafte Traumwelt, in die wir uns gerne noch dutzendmal, hundertmal entführen lassen möchten. ts.